

DAVID ELLIS

DER MANN
IM SCHATTEN

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Alexander Wagner

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

»Wie Sie sich vielleicht vorstellen können«, sagte Smith schließlich, »beschränken sich Sexualstraftäter nicht auf ein Opfer, sondern schädigen eine ganze Reihe von Menschen.«

Richtig. Aber er wich mir aus. Redete um den heißen Brei herum. Ich tue das den ganzen Tag und misstraue prinzipiell Menschen, die mir in der Beziehung mein Spiegelbild vorhalten.

Ich hatte nicht den Eindruck, als wäre Smith oder irgendjemand, der ihm nahestand, diesem Pädophilen zum Oper gefallen, auch wenn er mir das offensichtlich zu suggerieren versuchte. Dazu wirkte er emotional viel zu ungerührt. Ich bilde mir ein bisschen was auf meine Menschenkenntnis ein, und in seinem Gesicht bemerkte ich keine Spuren eines derartigen Schmerzes. Vielmehr stellte er eine herablassende Verachtung zur Schau, die vor allem meiner Person zu gelten schien.

»Entweder Sie übernehmen den Fall für dreihundert Dollar die Stunde«, beschied er, »oder jemand anders wird sich dessen glücklich schätzen dürfen.«

Mit diesen Worten erhob sich Smith aus seinem Sessel und blieb vor mir stehen. Ich bin kein großer Fan von Ultimaten, außer ich spreche sie selbst aus. Gewisse Leute in meinem näheren Umfeld behaupten, ich hätte ein Problem mit Autoritäten. Soweit ich weiß, stammt diese schlaue Einsicht sogar von mir selbst.

Smith blickte auf die Uhr. Offensichtlich hatte er damit gerechnet, dass ich sofort anbiss. Tat ich aber nicht. In seinen Augen musste ich entweder stur oder bescheuert sein.

Trotzdem hatte er mein Büro noch nicht verlassen. Es ging ihm sichtlich gegen den Strich, dass ich ihn zappeln ließ, aber aus irgendeinem Grund war er versessen darauf, mich für diesen Fall zu gewinnen. Also musste er mir weiter entgegenkommen.

»Wann ist er verhaftet worden?«, wollte ich wissen.

»Im September«, erwiderte er. »Letztes Jahr.«

»Im September 2006?« Wenn der Mord, wie ich vermutete, nicht mit weiteren Fällen zusammenhing, musste der Prozess demnächst beginnen.

»In vier Wochen, von heute an gerechnet«, bestätigte Smith.

»Tja.« Ich winkte ab. »Dann müssen wir wohl den Prozesstermin verschieben.«

»Unmöglich.«

Manchmal lächle ich, obwohl ich stinksauer auf jemanden bin. Ich lächle und zähle bis zehn. Als ich bei sechs angelangt war, sagte ich: »Wir sollten hier ein paar Dinge klarstellen, Smith. Wenn Sie mich bezahlen wollen, geht das in Ordnung. Mir ist egal, wer für mein Honorar aufkommt, solange es auf meinem Konto eintrifft. So weit klar? Aber deswegen bestimmen Sie noch lange nicht, was hier möglich ist und was nicht. Solche Entscheidungen treffen allein mein Mandant und ich. Und Sie sind weder mein Mandant, noch sind Sie mit ihm verwandt. Also haben Sie hier nichts zu melden. Für mich sind Sie lediglich ein lebender Bankautomat, nichts weiter. Und dass ich einen Monat vor Prozessbeginn einen Mordfall übernehme, können Sie sich abschminken.«

Smith nickte, auch wenn er offenkundig anderer Meinung war, so, wie ich lächle, wenn ich stinksauer bin. »Bereden Sie das mit Ihrem Mandanten«, erwiderte er.

»Ich werde meinem Mandanten genau das sagen, was ich eben Ihnen gesagt habe. Und wenn es ihm nicht passt, dann wird er auch nicht mein Mandant.«

Smith musterte mich. Zu gerne hätte ich ihm diesen überlegenen Ausdruck aus dem Gesicht gewischt. Vielleicht konnte ich das Einstecktuch dazu verwenden. Immerhin ließ er sich jetzt zu einem milden Lächeln herab.

»Der Klient ist ein alter Freund von Ihnen«, bemerkte er.

»Sein Name ist Sam Cutler.«

Sammy. Die Erinnerungen waren sofort wieder da. Eine Welle von Bildern, Geräuschen und Gerüchen überschwemmte mich.

»Audrey«, murmelte ich. »Sammy hat den Pädophilen getötet, der seine Schwester Audrey auf dem Gewissen hat?«

»Richtig.« Smith nickte. »Griffin Perlini. Sie werden sich sicher an ihn erinnern.«

Noch jetzt jagte mir dieser Name einen kalten Schauer den Rücken hinunter. Das Schreckgespenst eines Siebenjährigen. Wie viele schlaflose Nächte, wie viele im Dauereinsatz durchgebrannte Glühbirnen hatte ich diesem Namen zu verdanken. Einem Mann, der mit einem Handstreich die gesamte Cutler-Familie zerstört hatte.

»Es gibt einige unter uns, die der Überzeugung sind, Mr Cutler dürfe für diese Tat nicht bestraft werden«, fügte Smith hinzu.

Besonders ein Bild war mir in Erinnerung geblieben, aus welchen Gründen auch immer: Audrey Cutler, die mit anderthalb Jahren auf wackligen Beinchen durch den Garten lief, während Sammy ihr gebückt folgte, um sie aufzufangen, wenn sie fiel. Einer der anderen Jungs machte sich über Audreys torkelnden Gang lustig - *sie sieht irgendwie behindert aus* -, so etwas in der Art. Sammy reagierte nicht sofort, warf mir aber einen Blick zu. Kurz darauf rief Sammys Mutter die kleine Audrey ins Haus, und Sammy trug sie nach drinnen. Als er ein paar Minuten später in den Garten zurückkam, presste ich den Jungen bereits fest auf den Boden, und Sammy und ich sorgten dafür, dass er in Zukunft nur noch Komplimente für Audreys Laufstil übrighatte.

Ich war mir nicht sicher, was ich von der ganzen Sache halten sollte. Seit der Sache mit Talia und Emily waren meine Gefühle wie betäubt. Ich spürte, wie sich meine Muskeln verspannten und eine vage Panik in mir aufstieg.

Offensichtlich hatte Sammy mich als Anwalt verlangt. In gewissem Sinne eine nachvollziehbare Entscheidung. Allerdings fragte ich mich, wie vertraut er mit meinem Lebensweg war. Wir hatten uns sicher zwanzig Jahre nicht gesehen. Ich hatte keine Ahnung, was aus ihm geworden war, und fühlte mich plötzlich verunsichert.

»Geld ist nicht das Problem«, bemerkte Smith. »Spätestens morgen bekommen Sie einen beträchtlichen Vorschuss. Und ich gehe davon aus, dass Sie bereits heute Nachmittag einen Termin für einen Besuch bei Mr Cutler frei machen können.«

Ich nickte abwesend, während die Erinnerungen in unablässigen Wellen zurückkehrten, Erinnerungen an einen kleinen Jungen, der seine Schwester auf schreckliche Weise verloren hatte, an eine völlig verzweifelte Mutter, an das offene Fenster von Audrey Cutlers Schlafzimmer in einer verfluchten Sommernacht.

5

Talia schiebt unsere Tochter Emily im Buggy durch den Stadtzoo. Sie hält bei den Seelöwen, und Emily kreischt vor Vergnügen. Emily will aussteigen. Talia nimmt sie auf den Arm und tritt an die Absperrung, hinter der die Seelöwen aus dem Wasser schnellen und unter Beifallsgeschrei der Kinder ihre schwarzen Schnauzen hoch in die Luft recken.

»Robben«, ruft Emily.

»Seelöwen.« Nicht dass Talia wirklich wüsste, worin der Unterschied besteht. Sie lächelt ihre Tochter an.

Talia hat die Stadt immer geliebt. Als Tochter italienischer Immigranten in der Provinz aufgewachsen, ist sie während der Collegezeit in die Stadt gezogen und hat sie seitdem nie mehr verlassen. Sie liebt die Vitalität, das Tempo, die Vielfalt, das Theater, die Restaurants und die Kultur. Und sie möchte, dass Emily hier aufwächst.

»Robben«, beharrt Emily. Zehn Minuten später ist ihre Aufmerksamkeitsspanne bereits erschöpft, und sie ordnet an: »Nilpferde.«

»Okay, Schätzchen.« Talia streicht über Ems Haar und küsst ihr die Stirn. Emily will nicht zurück in den Kinderwagen, aber sie möchte auch nicht selbst laufen. Also bleibt Talia nichts anderes übrig, als sie weiter zu tragen, während sie mit der anderen Hand den Buggy vor sich herschiebt.

»Wo ist Daddy?«, will Emily wissen.

»Er ist mit einem wichtigen Fall beschäftigt, Süße.« Aber Emilys Aufmerksamkeit gilt bereits der nächsten Attraktion, den Ottern. Sie hat ihre Frage längst vergessen und sucht nach dem richtigen Wort. »Ott-tah«, stößt sie hervor und klatscht sich dann selbst Beifall.

Talias Gesicht beginnt zu strahlen, wie immer, wenn unsere Tochter glücklich ist. Komisch, dass ein so winziges Detail einen solchen Unterschied macht.